

## Die Ehe als Institution – für Hetero- und Homosexuelle

*Überlegungen zur Diskussion über die EKD-Orientierungshilfe*

Isolde Karle

### *Abstract*

*The guidelines on family life published by the EKD (Evangelical Church in Germany) has triggered an intensive debate, especially regarding the understanding of marriage. The author demonstrates that the objections against same-sex marriage are not substantial. Instead the church should rather have an interest in opening up marriage because it highly values the concept of lasting love. On the other hand, the author points to the fact that, despite high divorce rates, the integrative force of marriage as an institution should not be underestimated. She discusses from a sociological, juridical and theological perspective how marriage provides stability, relief, confirmation, and strength. The essay concludes with a plea for marriage – of hetero- and homosexuals alike.*

**D**as Thema Ehe und Familie wird in der evangelischen Kirche gegenwärtig heftig und kontrovers debattiert. Dass die EKD-Orientierungshilfe »Zwischen Autonomie und Angewiesenheit. Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken« eine solch intensive inhaltliche Debatte ausgelöst hat, wird man nur begrüßen können. Die kul-

turellen Wandlungen in Ehe und Familie in den letzten 60 Jahren sind immens. Es ist deshalb nicht einfach, »die nötigen Differenzierungen und Unterscheidungen zu finden, die Stabilität und Identität im Wandel ermöglichen«<sup>1</sup>. Beide Institutionen verstehen sich nicht mehr von selbst und bedürfen der Reflexion.

Wenn ich die Reaktionen auf die Orientierungshilfe betrachte, wird deutlich, dass man idealtypisch zwei unterschiedliche Rezipientengruppen differenzieren kann. Da sind auf der einen Seite die sogenannten Konservativen in Kirche und Gesellschaft, die in der Orientierungshilfe vor allem eine Würdigung der Ehe als Institution vermissen. Da sind auf der anderen Seite die sogenannten Fortschrittlichen, die die Orientierungshilfe begrüßen, gerade weil sie nicht länger an der traditionellen lebenslangen Ehe als Leitbild festhält, sondern die Pluralität familialer und partnerschaftlicher Lebensformen würdigt und die Orientierung an Gerechtigkeit und Liebe ins Zentrum stellt. Selbstverständlich sind beide Seiten sicher, ihre jeweiligen Perspektiven biblisch-theologisch begründen zu können. Ich will im Dialog mit beiden Adressatengruppen einige Überlegungen zu Ehe und Familie anstellen, die Kernanliegen beider Gruppierungen Rechnung zu tragen versuchen.<sup>2</sup>

## I. Ehe und Familie im Licht neuzeitlicher Geschlechtermetaphysik

Die Begründungsmuster der Konservativen laufen in etwa so: Nur die heterosexuelle Ehe ist offen für Kinder, nur sie ist biblisch begründbar und verankert und zwar in den Schöpfungserzählungen, die besagen, dass Mann und Frau gegensätzliche Wesen sind, unterschiedliche Tugenden verkörpern und nur in ihrer Komplementarität eine Ganzheit ergeben. Diesen Annahmen ist aus mehreren Gründen zu widersprechen. So gibt es heute zunehmend gewollt kinderlose Ehepaare auf der einen Seite und gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaften, in denen Kinder erzogen werden, auf der anderen Seite. Meist geht es dabei um leibliche Kinder aus vorherigen Beziehungen. Seit 2004 ist die Stiefkindadoption möglich, die es dem Partner des leiblichen Elternteils erlaubt, seine Beziehung zum Kind auf eine rechtlich tragfähige Grundlage zu stellen. Seit 2013 ist die Sukzessivadoption für gleichgeschlechtliche Paare erlaubt, d. h. eine Partnerin kann ein Kind, das ihre Partnerin adoptiert hat, ebenfalls adoptieren. Am 6. Juni 2013 hat das Bundesverfassungsgericht entschieden, dass das Ehegattensplitting auch für eingetragene Lebenspartnerschaften gelten soll. Eine endgültige Gleich-

1. K. Tanner, Stellungnahme zur Orientierungshilfe: Zwischen Autonomie und Angewiesenheit, veröffentlicht unter: [http://www.ekd.de/download/20130928\\_tanner\\_symposium.pdf](http://www.ekd.de/download/20130928_tanner_symposium.pdf).
2. Ich konzentriere mich im Folgenden auf das Ehe Thema, obwohl die Orientierungshilfe selbst vor allem das Familienthema bearbeitet. Das hat seinen Grund darin, dass der vorliegende Beitrag im Herbst 2013 in Villigst (in einer Erstversion) und Bad Boll (in dieser Version) als Vortrag gehalten wurde und dort vor allem die Reflexion der Ehe als Institution erbeten war. Das liegt wiederum daran, dass genau diese Reflexion in der Orientierungshilfe besonders schmerzlich vermisst wird – so viele wertvolle und wegweisende Beobachtungen die EKD-Schrift ansonsten zu bieten hat. Ferner mache ich darauf aufmerksam, dass ich aufgrund der gebotenen Kürze manchmal Ehe und Familie in einem Atemzug nenne, obwohl mir wohl bewusst ist, dass Familie auch ohne Ehe und Ehe auch ohne Kinder möglich ist. Schließlich weise ich darauf hin, dass die knappen thetischen Überlegungen hier in einer Monographie mit dem Titel »Liebe in der Moderne. Körper, Sexualität und Ehe« ausführlich dargelegt werden. Die Monographie wird im Herbst 2014 im Gütersloher Verlagshaus erscheinen.

stellung von homosexuellen Paaren, die lebenslang zusammenleben wollen, steht noch aus. Damit würden in Deutschland letzte Rechtsunsicherheiten, die derzeit noch für gleichgeschlechtliche Partnerschaften und ihre Kinder bestehen, ausgeräumt.<sup>3</sup>

Großbritannien und Frankreich sind an diesem Punkt weiter. In Frankreich hat das Parlament im Februar 2013 die »Ehe für alle« beschlossen. Das schließt das gemeinsame Adoptionsrecht für gleichgeschlechtliche Ehepaare ein. Und in Großbritannien setzte sich Premierminister David Cameron nachdrücklich für die Home-Ehe ein, gerade weil er konservativ ist und die Ehe für eine gute Institution hält und Lesben und Schwule davon nicht länger ausgeschlossen sein sollen. Das Parlament hat im Juli 2013 ein entsprechendes Gesetz für England und Wales verabschiedet. Das Gesetz tritt 2014 in Kraft. Das schottische Parlament hat wenige Monate später ebenfalls die Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare beschlossen.

Entscheidend ist bei all diesen Veränderungen im Hinblick auf einen erweiterten Familienbegriff das Kindeswohl, das Beachtung finden muss. Hier werden vor allem Bedenken im Hinblick auf gleichgeschlechtliche Eltern geäußert. Kinder seien sowohl auf einen Vater als auch eine Mutter angewiesen. Doch Befürchtungen, dass die kindliche Entwicklung negativ beeinflusst wird, wenn Kinder mit lesbischen oder schwulen Eltern aufwachsen, lassen sich nicht bestätigen. Vor allem im angelsächsischen Raum gibt es etliche Studien, die zeigen: Entscheidend ist für Kinder, dass ihre Eltern sie lieben und sich um sie kümmern – das Geschlecht und die sexuelle Orientierung der Eltern sind unerheblich. Es kann allerdings durch Diskriminierungserfahrungen zu erhöhten Belastungen für Kinder in sogenannten Regenbogenfamilien kommen. Es steht zugleich zu erwarten, dass sich Diskriminierungserfahrungen mit der Normalität dieser Lebensform erübrigen oder jedenfalls minimieren.

Nun hegen in der Kirche trotzdem noch viele große Vorbehalte gegen die Homo-Ehe. Das hat mit tief verwurzelten Vorstellungen über die duale Geschlechterontologie zu tun, nach der Mann und Frau zwar prinzipiell gleichwertig, aber grundsätzlich verschieden sind. Ein komplementäres Geschlechterverhältnis lässt sich allerdings nicht in der Bibel verankern. Die Bibel geht als Zeugnis der antiken Welt von einem patriarchalen Geschlechterverhältnis aus, das freilich immer wieder durchbrochen und an mehreren Stellen infrage gestellt wird. Besonders prominent ist hier die Taufformel in Gal 3,28 zu nennen: »In Christus gilt nicht mehr Jude noch Grieche, nicht mehr Sklave noch Freier, nicht mehr Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.« Die Neuschöpfung durch die Taufe in Christus relativiert und transformiert Unterschiede des Geschlechts, der Ethnie, des sozialen Rangs tiefgreifend. Tatsächlich lassen sich egalitäre Tendenzen in der frühen Christenheit nachweisen, sie hatten in der römischen Umwelt lediglich keinen Bestand. Aber das Entscheidende ist: Das Gegenüber zur egalitären Beziehung zwischen Männern und Frauen ist in der Bibel nicht das polar gedachte, sondern das patriarchale Geschlechterverhältnis, in der sich die Ehefrau dem Mann unterzuordnen hat. Die Haustafeln in Kolosser- und Epheserbrief, deren Autoren Schüler des Paulus waren, unterstreichen gegenüber Paulus und den ersten christlichen Gemeinschaften denn auch die patriarchale Ordnung von Ehe und Familie. Sie tun dies gezielt im Namen des Paulus, um dessen

3. Vgl. dazu auch: H. Kreß, Gleichgeschlechtliche Partnerschaften ohne und mit Kindern. Persönlichkeits- und Kinderrechte als Maßstab der Ethik – Probleme der Kirchen, in: EvTh 73, 2013, 364–376.

Relativierung der Ehe zu überschreiben.<sup>4</sup> Denn anders als seine späteren Schüler präferierte Paulus selbst die Ehelosigkeit, weil er die Wiederkunft des Herrn unmittelbar erwartete, sich ganz in den Dienst des Herrn gestellt sah und diese Lebensform auch im Hinblick auf andere Christusnachfolger bevorzugte. Ehe und Familie hatten für ihn an Bedeutung verloren.

Die Vorstellung, dass Männer und Frauen sich komplementär zueinander verhalten und dabei zwei unterschiedliche Pole zu einer Ganzheit vereinen, hat sich vor allem im Zuge der Industrialisierung und der damit einhergehenden Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit im 18. und 19. Jahrhundert durchgesetzt. Während die Abgrenzung zwischen dem Männlichen und Weiblichen im Mittelalter viele fließende Übergänge zwischen den Geschlechtern kannte, kommt es neuzeitlich zu einer Ver eindeutigung der Geschlechtscharakteristika. Das Bürgertum versuchte sich damit vom Adel und dessen sexuell ausschweifendem Lebensstil abzusetzen und etablierte vor allem im Anschluss an die Romantik ein neues Verständnis von der Ehe und der Tugendhaftigkeit der Frau.<sup>5</sup>

Die Vorstellung also, die bis heute in unseren Diskursen nachwirkt, dass Frauen von Natur aus – oder weil Gott sie so geschaffen hat – besonders fürsorglich, mütterlich, emotional sind, dafür aber kein Interesse an Sexualität, Macht und abstrakter Mathematik haben, und dass Männer umgekehrt von Natur aus dominant, aggressiv, sexuell schwer zu bändigen, dafür aber nüchterner, sachlicher und klüger sind, prägt nur eine kleine Episode der Geschichte. Sie wurde in den letzten Jahrzehnten zunehmend als Konstruktion erkennbar, weil sie sich empirisch nicht halten lässt. Wir wissen heute, dass es strategisch kluge Machtpolitikerinnen und emotional fürsorgliche Väter gibt, und verabschieden uns deshalb zunehmend von den Geschlechterklischees, die viele Menschen beider Geschlechter als repressiv erlebt haben und zum Teil immer noch erleben.

Damit ist *erstens* klar, dass die Ehe weder die neuzeitliche Komplementarität von Mann und Frau noch eine patriarchale Geschlechterordnung prinzipiell voraussetzt. Die Ehe ist dem historischen Wandel unterworfen und entwickelt sich ständig weiter. Schon die Reformatoren haben das betont. Die lutherische Ehelehre hat im Gegensatz zum römischen Katholizismus bewusst darauf verzichtet, »von einem, dem geschichtlichen Wandel nicht unterworfenen und stets mit sich selbst identischen Begriff der Ehe auszugehen.«<sup>6</sup> Den Reformatoren war es bei aller Hochschätzung der Ehe wichtig, aus ihr kein dogmatisches Lehrstück zu machen, sondern sie der sittlichen Lebensgestaltung, also der Ethik, zuzuweisen und dabei individuelle und überindividuelle Perspektiven konstruktiv miteinander zu verbinden. Damit sind zugleich die Befürchtungen derjenigen zu entkräften, die der Ehe als Institution gerade deshalb gegenüber skeptisch sind, weil sie sie ganz grundlegend mit einer asymmetrischen Geschlechterordnung verknüpft sehen, die sich insbesondere für Frauen äußerst problematisch auswirken konnte und immer noch kann.<sup>7</sup> In die Institution Ehe ist Kon-

4. Vgl. C. Gerber, Wie wird Ehe- und Familienethik »schriftgemäß«?, veröffentlicht unter: [http://www.ekd.de/download/20130928\\_gerber\\_symposium.pdf](http://www.ekd.de/download/20130928_gerber_symposium.pdf).

5. Vgl. zur komplementären Geschlechterdifferenz als Konstrukt der Neuzeit ausführlich: I. Karle, Da ist nicht mehr Mann noch Frau. Theologie jenseits der Geschlechterdifferenz, Gütersloh 2006.

6. D. Rössler, Grundlagen und Aspekte des gegenwärtigen lutherischen Eheverständnisses, in: G. Gaßmann (Hg.), Ehe-Institution im Wandel. Zum evangelischen Eheverständnis heute, Hamburg 1979, 37.

7. Siehe hier vor allem die Bedenken von U. Gerhard, Familie aus der Perspektive der Geschlechter-

tingenz immer schon mit eingebaut, sie hat aus evangelischer Sicht keine zeitübergreifende »himmlische« Objektivität, wie das im katholischen Ehe- und Sakramentsverständnis proklamiert wird, sondern bedarf der Gestaltungscompetenz.

Die Ehe hat sich modernisiert, sie folgt weithin nicht mehr dem traditionellen Modell der Hausfrauen- oder Ernährerehe. Männer und Frauen begegnen sich zunehmend auf Augenhöhe – im Hinblick auf das Niveau ihrer Ausbildungen, ihrer finanziellen Ressourcen, ihrer persönlichen und beruflichen Möglichkeiten. Die emotionale Intensität in Ehen hat dadurch eher zu- statt abgenommen. Das kann die Kirche nur begrüßen. Manchmal verbirgt sich hinter gesellschaftlichen Entwicklungen nicht nur der viel geschmähte Zeitgeist, sondern der Heilige Geist. Die evangelische Kirche hat das bei der Einführung der Frauenordination klar erkannt.

*Zweitens:* Es ist aus historischen und exegetischen Gründen nicht möglich, die bürgerliche Vorstellung von Ehe und Familie biblisch zu begründen. Im Alten Testament mit seinen oftmals in unseren Augen prekären Ehe- und Familienverhältnissen (polygam, patrilinear und konfliktreich) ist das mehr als offensichtlich. Es ist dabei auch zu beachten, dass Paulus und Jesus ehelos waren. Jesus hatte zwar größten Respekt vor Kindern, konnte sich aber zugleich deutlich von seiner leiblichen Familie distanzieren. Als seine Mutter und seine Brüder ihn sprechen wollten, während er vor dem Volk redete, erwiderte er schroff: »Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder?« Mit Blick auf die Menge vor ihm erklärte er: »Siehe da, das ist meine Mutter und das sind meine Brüder! Denn wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, der ist mein Bruder und Schwester und Mutter.« (Mt 12,46–50) Nicht biologische, sondern geistige Bindungen waren für Jesus zentral. Das Ehescheidungsverbot Jesu weist zugleich darauf hin, dass Jesus sehr hohe Ansprüche an die Ehe formulierte und dabei insbesondere den Schutz der rechtlich schlechter gestellten Frau vor Augen hatte, denn zu Jesu Zeiten konnte sich nur der Mann scheiden lassen, nicht die Frau. Auch galt sexuelle Exklusivität nur für die Frau, nicht den Mann.

*Drittens:* Gerade weil der Kirche an Verantwortung und Verlässlichkeit in Ehe und Familie so viel liegt, sollte sie sich dafür einsetzen, dass gleichgeschlechtliche Paare den vollen ehelichen Status erlangen. Das stärkt das Modell der Ehe und zeigt, wie attraktiv diese Institution auch für andere Lebensformen ist. Zugleich sollte die Kirche neben Ehe und Familie auch andere Formen des Zusammenlebens würdigen. Ein Ausgangspunkt der Orientierungshilfe war ja die Erkenntnis, dass viele Alleinerziehende ihre Kinder nicht zur Taufe bringen, obwohl sie dies wünschen, weil sie fürchten, als unvollständige Familie in der Kirche nicht anerkannt zu sein. Die Kirche hat deshalb allen Grund, sich an diesem Punkt zu öffnen: für nicht verheiratete Eltern und ihre Kinder, für Alleinerziehende, für gleichgeschlechtliche Paare und ihre Kinder, für Patchwork- und Stieffamilien. Alle Familien sollen sich in der Kirche willkommen und geachtet fühlen. Sie brauchen die Unterstützung der Kirche – in den Gemeinden, in der Seelsorge, in Kindergärten und Schulen – und last but not least: auch die Kirche braucht die Familien, die über ihre Kinder zugleich die Zukunft der Kirche sind.

*Viertens:* Das bedeutet nicht, jede private Lebensform »unvoreingenommen anzu-

gerechtigkeit – Anfrage an das christlich-abendländische Eheverständnis, in: ZEE 51, 2007, 267–279. Wie ernst dieser Einwand zu nehmen ist, ist daran abzulesen, dass erst seit 1997 die Vergewaltigung in der Ehe ein Straftatbestand ist.

erkennen und zu unterstützen«<sup>8</sup>, wie es etwas ungeschützt in der Orientierungshilfe heißt. Die Kirche wird vor dem Hintergrund ihres hohen Interesses an respektvollen, verlässlichen und belastbaren Beziehungen weiterhin polygame und polyamore Beziehungen als problematisch betrachten und inzestuöse und pädophile Beziehungen verurteilen. Eine christliche Ethik hat normativen, nicht rein deskriptiven Charakter und das heißt, sie hat Unterscheidungen zu treffen, die sich an dem orientieren, was aus christlicher Sicht lebensförderlich ist. Im Vordergrund steht dabei der Schutz der Schwachen und nicht das Recht auf Selbstverwirklichung. Der bayerische Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm weist in diesem Zusammenhang auf die Goldene Regel als Kernsatz von Jesu Ethik hin: »Alles, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch.« (Mt 7,12) Das ist eine menschnahe ethische Orientierung, die uns dazu herausfordert, uns in die Situation von Menschen hineinzusetzen, die jeweils betroffen sind. Bedford-Strohm folgert: »Wenn wir über Patchworkfamilien, über Alleinerziehende, über homosexuelle Partnerschaften reden, dann können wir das gut biblisch nur im Lichte der Goldenen Regel tun.«<sup>9</sup>

## II. Die unwahrscheinliche Stabilität von Ehe und Familie

Damit komme ich zur zweiten Rezipientengruppe – zu denen, die die Orientierungshilfe gerade deshalb begrüßen, weil sie die Ehe in ihr endlich relativiert und entmythologisiert sehen. Entscheidend sei die Qualität von Beziehungen, die juristische Form oder äußere Struktur erscheint weniger oder gar nicht von Belang. Die Ehe als Institution ist deshalb kein eigenes Thema, die Kirche wird vielmehr dazu herausgefordert, sich neuen Leitbildern zu öffnen.<sup>10</sup> Obwohl die Autorinnen und Autoren der Orientierungshilfe in Diskussionen immer wieder versicherten, sie wollten die Ehe nicht abwerten, drängt sich dieser Eindruck bei der Lektüre auf. Ist die Ehe tatsächlich so schwach? Befindet sie sich in der Krise? Ist sie gar ein Auslaufmodell?

In den letzten Jahrzehnten haben andere Privatheitsmuster jenseits von Ehe und Familie zweifellos an Gewicht gewonnen. Es zeichnet sich eine Reduktion der institutionellen Qualität der Ehe ab.<sup>11</sup> Zugleich wird die Kontinuität und Stabilität der herkömmlichen Ehe und Familie weithin unterschätzt. Die meisten Menschen wünschen sich in Deutschland nach wie vor eine lebenslange Ehe und Partnerschaft. Dass es nicht nur beim Wunsch bleibt, zeigt sich u. a. daran, dass trotz hoher Scheidungsquoten in Deutschland mehr Ehen durch den Tod eines Partners als durch Ehescheidung gelöst werden und der Anteil der Verwitweten größer ist als der der Geschiedenen – ein bemerkenswerter Befund.<sup>12</sup> Ehe und Familie haben zwar einen

8. Zwischen Autonomie und Angewiesenheit. Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh 2013, 141.

9. Siehe die sieben Thesen zu Ehe und Familie, die Heinrich Bedford-Strohm auf seiner Facebook-Seite am 28.09.2013 veröffentlicht hat.

10. Vgl. Zwischen Autonomie und Angewiesenheit, 132. Kritisch dazu: U. Körtner, Hauptsache gerecht. Wie die EKD Familie neu zu denken versucht, in: ZEE 57, 2013, 243–248.

11. Vgl. H. Tyrell, Ehe und Familie – Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung, in: K. Lüscher/F. Schultheis/M. Wehrspau (Hg.), Die »postmoderne« Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit, Konstanz<sup>2</sup>1990, 145–156.

12. Vgl. R. Nave-Herz, Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde, München<sup>2</sup>2006, 177.

Monopolverlust erlitten, aber das Kleinfamilienmodell bleibt »für die große Mehrheit der Bevölkerung unumstrittener Fixpunkt und Leitbild ihrer privaten Lebensorientierung.«<sup>13</sup> Von einer ernsthaften Krise von Ehe und Familie lässt sich nur dann sprechen, wenn das »golden age of marriage« der 1960er-Jahre mit seiner außergewöhnlich hohen Heiratsquote der Vergleichspunkt ist, nicht aber, wenn man größere Zeiträume betrachtet. Nimmt man das ganze Jahrhundert in den Blick, dann kommt man zu dem Ergebnis,

»dass zeithistorisch betrachtet die Menschen der Weimarer Republik hinsichtlich der Faktoren Heiratsalter, Heiratsneigung und Fertilität größere Ähnlichkeit zu den [...] familialen »Mustern der Postmoderne« als zu den Mustern in den sechziger Jahren zeigen. Berücksichtigen sollte man auch, dass die hohe subjektive Wertigkeit von Ehe und Familie den rückläufigen Heiratsquoten zum Trotz kulturell in keiner Weise infrage gestellt wird.«<sup>14</sup>

Die überwiegende Mehrheit der Gesellschaftsmitglieder sucht ihr individuelles Glück in erster Linie in Familie und Partnerschaft. Selbst die Scheidungsentwicklung ist nicht einfach als Indiz für den Bedeutungsverlust der Ehe zu lesen, sondern ein Zeichen für die enorme psychische Bedeutung der Ehe. Es sind gerade die hohen Glückserwartungen, die zu Enttäuschungen und zuweilen auch zu einer Selbstüberforderung der Ehe führen. Die Ehe ist demnach nicht instabiler geworden, weil sie unwichtiger wird, sondern weil man sie als lebendige tiefe Beziehung außerordentlich wichtig nimmt.

Nach wie vor bieten Ehe und Familie »wie kein anderer Ort langfristige emotionale Geborgenheit, Bindung und Zusammengehörigkeit«<sup>15</sup>. Auch hat sich die hohe wechselseitige Verpflichtung der Generationen eher verstärkt. Das ist bei der deutlich verlängerten Lebenszeit besonders bemerkenswert. Der Fokus scheint bei diesen Diskussionen einseitig auf Diskontinuität gerichtet zu sein. Das hat mit den Medien und auch mit der Forschung zu tun, die sich eher auf neue Lebensformen konzentrieren. Es wäre ein spannendes Forschungsprojekt, demgegenüber der Frage nachzugehen, warum unter gegenwärtigen Bedingungen, in denen die Ehe weithin keine ökonomische, rechtliche oder gesellschaftliche Notwendigkeit mehr ist und die Ehedauer aufgrund der gestiegenen Lebenserwartung sehr viel länger ist als ehedem, warum unter diesen unwahrscheinlichen Bedingungen immer noch so viele Menschen heiraten und immer noch die Mehrheit der Verheirateten ein Leben lang zusammenbleibt. Die Ehe ist nach wie vor für viele Menschen begehrenswert. Ich denke, die Kirche hat ein Interesse, dieses Begehren zu unterstützen. Warum sollte sie dies tun?

*Erstens:* Jesus war ein Verfechter der lebenslangen Ehe. Das geht aus Markus 10,7–9 klar hervor: »Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und wird an seiner Frau hängen, und die zwei werden ein Fleisch sein. So sind sie nun nicht mehr zwei, sondern ein Fleisch. Was nun Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden.« Dieser Satz wird bei jeder Trauung verlesen. Er drückt die enge Verbindung zwischen zwei Menschen aus, die hier eine *große Selbstverpflichtung* eingehen. Das öffentliche Bekenntnis, zusammenleben zu wollen, »bis dass der Tod uns scheidet«, entfaltet eine Dynamik, die auf die Gefühlslagen und das Selbstverständnis der Eheleute zurückwirkt. Der öffentlichen Eheschließung kommt inso-

13. T. Mayer, Das »Ende der Familie« – Szenarien zwischen Mythos und Wirklichkeit, in: U. Volkmann/U. Schimank (Hg.), Soziologische Gegenwartsdiagnosen II, Wiesbaden 2006, 210.

14. Ebd.

15. A. a. O., 215.

fern nach wie vor eine *Orientierungsleistung* zu. Die Erbschaftslinien werden neu definiert und die Herkunftsfamilien haben zu akzeptieren, dass die erste Loyalität nun dem Ehepartner und nicht mehr ihnen gilt.<sup>16</sup> Insofern ist die Form keineswegs belanglos. Sie befreit von einer belastenden Dauerreflexion und der ständigen Suche nach Selbstdefinition in einer Beziehung. Sie signalisiert, dass die Partnersuche beendet ist, und markiert klare Grenzen nach außen.

Der überindividuelle Verflechtungszusammenhang hat eine sowohl stabilisierende als auch entlastende Funktion. Dietrich Rössler bemerkt hierzu: »Die durch die verbindliche Ordnung begrenzte Verantwortung ist diejenige, die sich den konkreten Aufgaben zuwenden kann, weil die Grundsätze nicht mehr zur Diskussion stehen.«<sup>17</sup> Eine Ehe ist als Lebensform deshalb auch immer mehr als die Summe zweier Individuen. Sie verändert die darin involvierten Personen: »Niemand bleibt in der Ehe so, wie er vorher war.«<sup>18</sup> Die Ehe geht nicht in dem Willensakt oder der Leistung der Eheleute auf, sondern bildet eine eigene Realität, einen emergenten unverfügbaren Prozess, der unabschließbar ist. Das bedeutet freilich auch, dass Ehen scheitern können. Vor allem im kirchlichen Kontext gibt es Menschen, die schon viel zu lange in einer Ehe leidend ausharren, weil sie ihr Treueversprechen vor dem Altar meinen nicht brechen zu dürfen. Die evangelische Kirche macht deshalb ausdrücklich klar, dass eine Auflösung der Ehe im Einzelfall für alle Beteiligten der lebensdienlichere Weg sein kann. Umgekehrt gilt es heute aber auch dazu zu ermutigen, Ehekrisen durchzustehen und eine Partnerschaft nicht vorschnell abubrechen, wenn sich erste Enttäuschungen einstellen.

Ehen werden geschlossen im Horizont einer noch unbekanntem Zukunft und weisen damit über das Heute und Hier einer Liebeserklärung hinaus. Das Ritual der Hochzeit ist als »*Beschwörung der Kontinuitätssicherheit* einer Partnerbeziehung«<sup>19</sup> zu verstehen und damit weniger ein *rite-de-passage* als ein *rite-de-confirmation*. Für Rosemarie Nave-Herz ist die nicht eheliche Lebensgemeinschaft deshalb auch kein funktionales Äquivalent zur Ehe, sondern eine eigenständige Form, die in der Regel in eine Ehe übergeht oder sich auflöst, aber nur selten tatsächlich eine Lebensgemeinschaft darstellt. Natürlich gibt es Ausnahmen und vermutlich gibt es zunehmend mehr davon. Insbesondere in der zweiten Lebenshälfte scheuen sich Menschen aus guten Gründen, eine weitere formale Ehe einzugehen, obwohl sie ihre dann eingegangene Partnerschaft mit nicht geringerer Verbindlichkeit leben. Das hat nicht selten ökonomische Gründe, kann aber auch aus Rücksichtnahme auf die Kinder aus vorheriger Ehe erfolgen oder weil Loyalitäten zum früheren, ggf. verstorbenen oder auch noch lebenden Ehegatten (Modell Gauck) bestehen. Es gibt für die Kirche keinen Grund, diese eheanalogen Partnerschaften zu diskriminieren. Zugleich gilt es wahrzunehmen, dass gerade diese Partnerschaften am Modell der Ehe orientiert sind.

*Zweitens:* Die Ehe ist vom Grundgesetz als eine Institution gedacht, die von einer *großen Solidarität* des Paares, das füreinander einsteht, ausgeht. Wird die Ehefrau pflegebedürftig, dann ist zunächst der Ehemann in der Pflicht. Er kann die Frau nicht einfach von heute auf morgen verlassen oder ihre Pflege nicht finanzieren, nur weil

16. Vgl. R. Nave-Herz, Warum noch »Heirat«?, 16, veröffentlicht unter: [http://www-a.ibit.uni-oldenburg.de/bisdoc\\_redirect/publikationen/bisverlag/unireden/ur64/urede64.pdf](http://www-a.ibit.uni-oldenburg.de/bisdoc_redirect/publikationen/bisverlag/unireden/ur64/urede64.pdf).

17. Rössler, Grundlagen und Aspekte, 54.

18. A. a. O., 56.

19. Nave-Herz, Warum noch »Heirat«?, 16.

diese nicht mehr ihren Leistungsanteil in die Ehe einbringen kann. Diese Solidarität und der Schutz des Schwächeren ist in einer an Markt und Tausch orientierten Gesellschaft alles andere als selbstverständlich. Sie entspricht dem Ethos des Christentums, das deshalb ein Interesse an der Aufrechterhaltung der *Rechtsform* Ehe hat und zwischen Bindung und Freiheit keinen Gegensatz sieht. Es geht um eine anspruchsvolle Freiheit, die nicht nur auf die individuelle Gestaltungsfreiheit bezogen ist, sondern Risiken der Bindung eingeht, Verantwortung übernimmt und das Wohl des anderen in die Orientierung der eigenen Lebensführung aufnimmt. Das ist auch und vielleicht sogar vor allem dann von Bedeutung, wenn es emotional fernliegt, noch an das Wohl des anderen zu denken wie im Fall der Scheidung. Das Eherecht nötigt gerade im Konfliktfall zum Schutz des Schwächeren und zur Fairness, die ohne rechtliche Härte in vielen Fällen unterbliebe.

*Drittens:* Für die Reformatoren war die Ehe Ausdruck der Weltzuwendung und der demonstrativen Sinnlichkeit des neuen Glaubens. Die Reformatoren lehnten deshalb eine Zwei-Stufen-Ethik ab, dergemäß geistliche (zölibatäre) Lebensformen höherwertig gegenüber weltlichen zu betrachten sind. Für die Reformatoren waren die Bejahung von Sexualität und Intimkommunikation in der Ehe und ein heiliges Leben kein Widerspruch, im Gegenteil: Die Ehe wird reformatorisch als vorzüglicher Ort der Bewährung des Glaubens verstanden. Hier werden Gemeinschaft und Treue gelebt, hier werden Freud und Leid miteinander geteilt. Die Ehe verdeutlicht, was Liebe, Gnade, Anfechtung und Vergebung bedeuten können. Martin Luthers eigene Ehe mit Käthe war dafür stilbildend. Das ehemalige katholische Kloster, in dem sie lebten, wurde nun ein Ort, »an dem gelacht und geweint, geboren und gestorben, gebetet und gespielt wurde, kein monastischer ›Zwischenraum‹ zwischen Himmel und Erde, sondern ein Ort ganz und gar von dieser Welt und doch zugleich ein Ort heiligster Gottesgegenwart.«<sup>20</sup> Für Martin Bucer war deshalb auch nicht die Zeugung von Kindern der eigentliche Zweck der Ehe, sondern zunächst die eheliche Gemeinschaft selbst, das Gespräch, der Umgang miteinander »in größter Güte und Zuneigung.«<sup>21</sup> Weil die Reformatoren so hohe Ansprüche an die Beziehungsqualität der Ehe hatten, plädierten sie zugleich offen für das Recht auf Scheidung und Wiederheirat. Martin Luther, Johannes Bugenhagen, Heinrich Bullinger und Martin Bucer äußerten sich explizit dazu. Bucer ging sogar so weit, dass nicht nur schwerwiegendes Fehlverhalten (wie Ehebruch), sondern schon das Schwinden der Liebe und eine unversöhnliche Entfremdung in der Ehe Scheidungsgrund sei. Damit kommt er dem modernen Scheidungsrecht sehr nahe.

Wenn Ehen gelingen, haben sie eine besondere Qualität für die Partner, aber auch für Kinder, die dann in einem Raum der Geborgenheit und des Vertrauens aufwachsen. Gerade angesichts von Mobilität, vielen Kontingenzen und prekären Biographieplanungen ist der Wunsch nach privater Stabilität groß. Und dieser Wunsch ist nicht illusionär: Sehr viele Menschen erleben diese Stabilität und den gleichzeitigen Freiraum für die persönliche Weiterentwicklung in ehelichen und familialen Beziehungen. Für Rosemarie Nave-Herz ist die heutige Ehe »durch die Emotionalisierung, Intimisierung und Exklusivität ihrer Binnenstruktur eine bedeutende, selbstverständlich

20. T. Kaufmann, Ehetheologie im Kontext der frühen Wittenberger Reformation, in: A. Holzem/ I. Weber (Hg.), *Ehe – Familie – Verwandtschaft*, Paderborn u. a. 2008, 293.

21. M. Bucer, *De Regno Christi*, 1550, zitiert nach: J. Witte, *Vom Sakrament zum Vertrag. Ehe, Religion und Recht in der abendländischen Tradition*, Gütersloh 2008, 173.

nicht alleinige, aber *eine der bedeutsamsten identitätsbildenden und -erhaltenden Institutionen*«<sup>22</sup>. Der langjährige Bundesverfassungsrichter Udo di Fabio spricht im gleichen Sinn von der institutionellen Seite individueller Freiheit.<sup>23</sup> Diese positiv-realistische Perspektive auf die Ehe ist aus meiner Sicht in der Orientierungshilfe zu kurz gekommen.

*Fazit:* Es geht nicht darum, der traditionellen Ehe und Familie mit ihrem asymmetrischen Geschlechterarrangement das Wort zu reden oder einem essentialistischen Institutionenbegriff unter Rückgriff auf eine vermeintliche Schöpfungsordnung zu reprimieren, sondern aus christlicher Sicht den hohen Wert der Ehe und ihres Bekenntnisses zu Liebe, Solidarität, Treue und Bindung in der Optionsgesellschaft zu würdigen und zu fördern – und die Segnungen, die sich damit verbinden, *allen* zu gewähren, die sie begehren, auch den gleichgeschlechtlichen Paaren.